

Edition Soziologie

Stephanie Bethmann

**Liebe –  
Eine soziologische  
Kritik der  
Zweisamkeit**

**BELTZ** JUVENTA

Stephanie Bethmann

Liebe – Eine soziologische Kritik der Zweisamkeit

# Edition Soziologie

Stephanie Bethmann

**Liebe –  
Eine soziologische Kritik  
der Zweisamkeit**

**BELTZ** JUVENTA

Die Autorin

Stephanie Bethmann, Jg. 1978, Dr. phil., forscht und lehrt am Institut für Soziologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Für ihre Habilitation arbeitet sie an der empirischen Erforschung soziologischer Forschungspraxis: „Qualitative Research in Germany and the US. An Ethnography of Sociological Practice“ (mit Prof. Dr. Nina Degele und Debora Niermann). Sie ist Redaktionsmitglied der Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien (FZG) und Vorstandsmitglied des Instituts für qualitative Sozialforschung (iqs). Ihre Arbeitsschwerpunkte sind qualitative Methoden und Methodologie, Wissenschaftssoziologie, Paar- und Geschlechterforschung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2013 Beltz Juventa · Weinheim und Basel

[www.beltz.de](http://www.beltz.de) · [www.juventa.de](http://www.juventa.de)

Satz: text plus form, Dresden

ISBN 978-3-7799-4080-7

# Inhalt

<b>Einleitung</b>	9
<b>Kapitel 1</b>	
<b>Romantische und partnerschaftliche Liebe: Eine Individualisierungsgeschichte?</b>	16
1.1 Romantische Liebe	18
1.2 It starts when you sink into his arms	21
1.3 Partnerschaftliche Liebe	25
1.4 Die Logik der Praxis	30
1.5 Liebe jenseits von Freiheit und Zwang	36
<b>Kapitel 2</b>	
<b>Die soziale Situierung von Liebe als methodisches Programm</b>	39
2.1 Modernes Liebesleid – die Arbeiten Eva Illouz’ und ihre methodischen Voraussetzungen	40
2.1.1 Der bindungsunwillige Mann?	49
2.1.2 Die Mittelklasse als Speerspitze der Moderne?	53
2.1.3 Die Psychologisierung der Sozialforschung – biografische Selbstaussagen im Einzelinterview	56
2.2 Forschungsdesign	58
2.2.1 Das Gruppendiskussionsverfahren	60
2.2.2 Prinzipien der Auswertung: Die Logik des Gesprächs und der Gebrauch von Positionierungen	72
2.3 Liebe im sozialen Kontext: ein methodisch-theoretisches Programm	79
<b>Kapitel 3</b>	
<b>Wie Liebe gemacht wird</b>	82
3.1 Anerkennen als Identifizieren	83
3.2 Liebe erkennen	86
3.3 Was Liebe ist	90
3.4 Liebe machen	98
3.4.1 Verliebtheit und Realität – „zwei verschiedene Paar Schuhe“	100
3.4.2 Ein überwältigendes Gefühl: Liebe (wieder) erkennen	102

3.4.3	Romantik: Wahrzeichen von Liebe	104
3.4.4	Romantik als Gabe	112
3.5	Woran man Liebe erkennt	118

## **Kapitel 4**

<b>Drei Wahrheiten der Liebe</b>		120
4.1	Liebe als Vollzug, oder: Liebe ist ein Arrangement, das funktioniert	121
4.2	Komparative Analyse 1: sich verstehen und einander verstehen	126
4.3	Liebe als Selbsterkenntnis, oder: Liebe ist ein Ausdruck einer inneren Wahrheit	127
4.4	Komparative Analyse 2: Balance, Konflikt und Kick	134
4.5	Liebe als Projekt, oder: Liebe ist eine Entscheidung, die sich lohnt	136
4.6	Komparative Analyse 3: Tradition, biografische Kausalität und bewusste Entscheidung	141
4.7	Mehr als eine Liebe	142

## **Kapitel 5**

<b>Drei Selbstkonstruktionen im Lieben</b>		147
5.1	Das performative Selbst	151
5.2	Komparative Analyse 4: Das Performative und das Detektivische	157
5.3	Das detektivische Selbst	161
5.4	Das projektive Selbst	171
5.5	Anerkennung – wofür?	179

## **Kapitel 6**

<b>Die anderen der Dyade</b>		184
6.1	„Oh Gott, was ist das für einer?“ – die soziale Weihe der Partnerwahl	188
6.1.1	Wo die Liebe hinfällt	191
6.1.2	Die triadische Figur der Anerkennung	197
6.2	Lieben vor und mit Zeugen	203
6.2.1	Der große Tag (im Leben einer Frau) – eine Zelebration von Differenz	209
6.2.2	Heiraten als Beziehungsarbeit – zwischen mehr als Zweien	214
6.3	Eine Dyade, die keine ist	217

<b>Kapitel 7</b>	
<b>Abschließende Überlegungen: Jenseits der Zweisamkeit</b>	<b>219</b>
<b>Literatur</b>	<b>225</b>
<b>Anhang</b>	<b>241</b>
Transkriptionsrichtlinien	241
Sample	242
Leitfaden für die Moderation der Gruppendiskussionen	243
Danksagung	243





# Einleitung

Und obwohl ich wegen ihm meinen Job und meine günstige Wohnung aufgegeben hatte, an meine Ersparnisse gegangen war, mein bisheriges Leben ganz grundsätzlich hinter mir gelassen hatte, war ich nicht sauer, sondern einfach nur verletzt. Darum habe ich ihn auch weiter geliebt.

Möglicherweise hat ihn ein Teil von mir noch stärker geliebt.

*Sie haben also Ihr Leben aufgegeben, ohne dass er Ihnen die Ehe versprochen hätte. Fiel Ihnen das leicht?*

Es war nicht so, dass es mir nichts ausgemacht hätte. Es hat mir was ausgemacht. (Illouz 2009: 84; Hervorh. i. O.)

Erforscht man Liebe empirisch, so hat man es mit Daten zu tun, die auf Interaktionen basieren: Interaktionen, welche man beobachtet, die einem berichtet werden, in die man als Beobachter/in involviert wird und in denen man mit Liebenden im Gespräch ist. Im zitierten Beispiel besteht die Interaktion in einer Frage-Antwortsequenz eines qualitativen Interviews aus einer Studie von Eva Illouz (2009). Obwohl Interviews anderen Zielen und Methoden folgen als Alltagskonversationen, haben diese Gesprächsformen vieles miteinander gemein. Die Sequenz erlaubt es uns tatsächlich, eine Beobachtung zu machen, die sich im Alltag jederzeit wiederholen lässt: Im Gespräch über Liebe werden andere Personen als nur die Liebenden an der Definition, Bewertung und sogar an der Erzeugung von Liebe beteiligt. Die befragte Frau berichtet hier nicht ihre ganz individuelle Sicht auf ihr Liebesleben. Vielmehr *konstruiert* sie ihre Liebeserfahrungen *gemeinsam* mit der Interviewerin, Erfahrungen, die sie in Auseinandersetzung mit dem Partner, mit den Freund/innen und Kolleg/innen, mit ihrer Familie, mit medialen und institutionellen Definitionen von Liebe durchlebt hat. Auch ihre privatesten Erfahrungen resultieren aus sozialen Interaktionen.

Was passiert in diesem kurzen Gespräch zwischen Interviewerin und Interviewter? Gemeinsam entwerfen die beiden Frauen ein Bild von Liebe: Die Liebende hat darin *eigentlich* einen autonomen Lebensentwurf, ihre Arbeit, ihre Wohnung, ihr bisheriges Leben. Wenn sie dieses so radikal auf die Pläne ihres Partners abstimmt, sollte das an eine Bedingung gebunden sein: an seine Absichtserklärung, sich dauerhaft und institutionell abgesichert zu binden. Dass die Interviewte ihrem Freund hinterherzieht, steht im Widerspruch zu der normativen Erwartung (sie tut es, „ohne dass“ sie ein Heirats-

versprechen hat). Betrachten wir noch einen Augenblick die Komponenten dieser Liebes-Darstellung: Da ist das Versprechen, welches die Erfahrung von Liebe in der Zeit ordnet, das Sehnen nach einer gemeinsamen Zukunft mit dem geliebten Partner und die Gefahr, verlassen zu werden. Da ist die Rückbindung von Liebe an eine institutionelle Struktur, die Ehe. Da ist die Erwartungshaltung der Beobachterin (in diesem Fall der Interviewerin), die der Liebesgeschichte ihrer Informantin zuhört und diese gleichzeitig auch kommentiert und bewertet. Und schließlich ist da inmitten dieser Vielfalt sozialer Einbindungen ein Imperativ, autonom zu sein und die eigene Lebenssituation nicht bedingungslos für einen anderen aufzugeben.

In der soziologischen Liebesforschung in Europa und den USA kann man die Steigerung von Autonomie- und Individualisierungsansprüchen als ein Leitthema der Entwicklung heutiger Liebesvorstellungen ausmachen. Holger Herma (2009: 52) fasst diesen Trend prägnant in einem Satz zusammen:

Von Beziehungsvorgabe zu Beziehungswahl, von der Komplementärliebe zur Partnerschaft, von der Geschlechterasymmetrie zum Gleichheitsideal, schließlich von der ‚weiblichen Aufopferung‘ (Beck-Gernsheim 1990) für den Anderen hin zum Autonomie- und Selbstverwirklichungsanspruch beider Geschlechter.

Für die erste Phase dieser Entwicklung, die romantische Liebe, wird die Autonomie der Liebenden gegenüber ihrem sozialen Umfeld betont. Die Dyade, das heißt die zueinander Liebenden, dürfen sich von der Außenwelt abschotten und ihren Anspruch auf Glück gegen äußere Zwänge verteidigen. Für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wird ein Wandel beschrieben, der zusätzlich die Autonomie der Partner/innen innerhalb ihrer Beziehung betont. Soziologische Forschungen interpretieren Liebe meist mit der These eines solchen Wandels und legen dabei fast ausnahmslos einen modernisierungstheoretischen Rahmen zugrunde: In der modernen Gesellschaft habe sich eine Sphäre des Persönlichen gebildet, die sich von den Logiken anderer Gesellschaftsbereiche abgrenzt (Herma 2009: 28 ff.; 59). Dieser Logik nach kann man die (Liebes-)Ehe nicht aus rein ökonomischen Interessen eingehen und darf auch nicht anderen erlauben, sie zu arrangieren. Illouz kontrastiert diese Vorstellungen mit der Partnerwahl des 19. Jahrhunderts: Damals, im Gegensatz zu heute, seien die Liebenden in ein soziales Netz eingebettet gewesen, das ihnen half, den/die passende/n Partner/in auszuwählen (Illouz 2011: 55 ff.).

Spuren beider Autonomieforderungen, der romantischen und der partnerschaftlichen, finden sich in der zitierten Gesprächssequenz. Einerseits die (partnerschaftliche) Forderung, sich für den Partner nicht einfach auf-

zugeben. Andererseits aber auch die Paarbeziehung als ein (romantischer) Ort, an dem es normal ist, dass man sein Handeln stark auf die Bedürfnisse des anderen ausrichtet: Hätte unsere Interviewte ein Heiratsversprechen, so würde das ihr Verhalten scheinbar erklären. Das Verhältnis von Autonomie und Abhängigkeit, in dem die Liebenden sich sehen, ist vielschichtig. Mit einem einfachen Modell bekommt man es nicht recht zu fassen, möchte man die Erfahrungen der beiden Frauen, die hier im Gespräch sind, nicht anhand der Begriffspaare ‚altmodisch-romantisch‘ und ‚modern-partnerschaftlich‘ klassifizieren. Natürlich haben die gegenwärtigen Bedeutungen von Liebe eine Geschichte. Und doch, will man einen historischen Wandel beschreiben, besteht die Gefahr, zugunsten der Akzentuierung von Tendenzen („Von Beziehungsvorgabe zu Beziehungswahl...“) ein allzu homogenes Bild von der Liebe der Gegenwart zu zeichnen. Deshalb habe ich mich mit dieser Studie auf die Suche nach unterschiedlichen Konstruktionen von Autonomie in Liebesweisen gemacht, die Phänomene der *Gegenwart* sind.

Zweifel an der These von der Modernisierung der Liebe kommen auch angesichts quantitativer Sozialstrukturanalysen auf, die weit weniger Umwälzungen und weniger Individualisierung feststellen als qualitative Studien der Paar- und Liebesforschung (Hill/Kopp 2001: 13). Obwohl man Liebe nicht *verordnen* kann, ist sie ganz offensichtlich geordnet: Wie Liebesbeziehungen strukturiert sind und zwischen wem sie gedeihen können, folgt sozialen Ordnungsmustern. So lassen sich Regelmäßigkeiten beschreiben, zum Beispiel in der Stabilisierung von sozioökonomischen (Klassen-)Strukturen (es wird erstaunlich wenig aus sozialen Schichten herausgeheiratet) und heteronormativer Geschlechterordnung (Liebe ist eng mit vergeschlechtlichter, heterosexueller Arbeitsteilung verknüpft). Die auf Liebe gegründete Paarbeziehung trägt daher – „Beziehungswahl“ und „Gleichheitsideal“ hin oder her – zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten bei.

Neben der Ambivalenz und Vielschichtigkeit von Autonomievorstellungen gibt es in der zitierten Szene noch eine weitere Ebene, die meine Neugierde geweckt hat: das Gespräch über die Liebe zwischen zwei einander Fremden, die sich über das, was in der Liebe legitim ist und was nicht, leicht zu verständigen wissen. Es wird so viel über die Freisetzung der Liebenden aus sozialen Gemeinschaften geschrieben, aber so wenig über die sozialen Interaktionen, in denen Menschen gemeinsam mit anderen aus Liebe Sinn machen. Genau hier setzt mein Forschungsinteresse an. Deshalb geht es mir bei der Analyse des einleitenden Interviewzitats auch nicht darum, die Interviewführung kritisch zu diskutieren, sondern aufzuzeigen, dass Interviewsituationen als ein Moment der *Herstellung* von Liebe interpretiert wer-

den können.<sup>1</sup> In dem kurzen Zitat deutet sich bereits an, was in dieser Arbeit noch genauer zu analysieren ist: Damit Liebe soziale Wirklichkeit wird, muss sie erkennbar und verstehbar sein, zum einen für die Liebenden selbst, zum zweiten aber auch für andere, die mit ihnen interagieren. Sie muss Erwartungshorizonte schaffen, an denen sich Interaktionen orientieren können. Um ein Paar zu sein, muss man als Paar behandelt werden.

Die Plausibilisierung von Liebe in sozialen Zusammenhängen findet sich auf den unterschiedlichsten Ebenen: Dem Staat macht man Liebe verständlich, indem man eine Ehe oder Lebenspartnerschaft eingeht und so staatliche Anerkennung für Liebe einfordert. Dann wird sie soziale Wirklichkeit und der Staat behandelt mich entsprechend – indem er mir zum Beispiel besondere Rechte und Steuervorteile gewährt. Man muss ihm aber die Liebe so kommunizieren, dass er sie auch versteht: So darf man sich in Deutschland nicht polygam oder polyamourös binden und gleichgeschlechtlich erst seit 2001. Ob Liebesbeziehungen zur Grundlage staatlichen Handelns werden, hängt davon ab, inwiefern sie im Rahmen staatlicher Anerkennungsverhältnisse sichtbar und legitimierbar gemacht werden können. Die Kommunikation mit dem Staat ist nur eine soziale Situation unter anderen, in denen Liebe sozial wirklich und wirksam gemacht wird. Weitere kommunikative Beziehungen, in welchen Liebe entsteht und sich behauptet, sind die Beziehung zur geliebten Person, zu Freund/innen und Familie, aber auch die Beziehung zu sich selbst. Über Liebe wird endlos gesprochen, in Symbolen kommuniziert, sie wird in romantischen Praktiken erzeugt und erneuert und weit mehr als nur zwei Personen sowie zahlreiche Institutionen sind an der Herstellung von Liebe beteiligt. Meine Studie verfolgt deshalb das Ziel, Liebe in diesen vielfältigen Momenten ihrer interaktiven Produktion zu analysieren.

**Aufbau der Arbeit:** Menschen fordern in der Liebe, als Individuen gesehen zu werden. Was diese Liebes-Individualität konkret bedeutet, auf welche Art und Weisen sie Autonomie verheißt und wie sie in soziale Prozesse eingebunden ist, dem bin ich in einer empirischen Studie mit Hilfe des Gruppendiskussionsverfahrens auf den Grund gegangen.<sup>2</sup>

---

1 Forschungen sind schließlich immer Konstruktionen des Gegenstandes, den sie zu beschreiben vorgeben. In den Konstruktionsprozess ist der/die Forscher/in ebenso involviert, wie die vielen anderen, die zur Forschung beitragen. Es gibt keine wissenschaftliche Beobachtung der Liebe, die nicht von einem Standpunkt aus blickt und die Wissen ohne Interaktionen produzieren würde.

2 Die Daten basieren auf einer von der DFG zwischen 2008 und 2011 geförderten Studie am Institut für Soziologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg mit dem Titel „Wie wir uns die Liebe erzählen. Zur Normalisierung eines einzigartigen Ge-

In den *ersten beiden Kapiteln* der Arbeit werde ich mich auf Grundlage des soziologischen Forschungsstandes ausführlich mit der hier bereits angesprochenen These der Transformation von Liebe in der Moderne beschäftigen. Dabei demonstriere ich, dass Liebe im alltäglichen Common Sense, aber auch in wissenschaftlichen Rekonstruktionen, meist als eine Geschichte der Steigerung von Autonomie- und Individualitätsansprüchen verstanden wird (*Kapitel 1*). Deutlich wird das unter anderem an den in Deutschland populär geführten Diskursen um arrangierte Ehen: Die verbreiteten Abgrenzungen gegenüber solchen Arrangements und die Bilder, die damit verbunden werden, verweisen auf ein Selbstbild der Liebenden als ‚moderne‘ und ‚freie‘ Akteur/innen, wie es auch in soziologischen Arbeiten über Liebe sehr präsent ist. Im ersten Kapitel stehen die Kritik der Frauenbewegung und Geschlechterforschung an romantischer Liebe sowie das Modell partnerschaftlicher Liebe anhand der Arbeiten von Andrea Leupold, Anthony Giddens, Cornelia Koppetsch und Günter Burkart im Mittelpunkt meiner Analysen.

Im *zweiten Kapitel* konfrontiere ich zunächst insbesondere Giddens' affirmatives Bild der Modernisierung von Liebe und Paarbeziehung mit einem Blick auf die Ambivalenzen von Liebe in der Moderne (*Kapitel 2.1*). Eva Illouz betrachtet in ihren Arbeiten die heroische Narration der Liebe, „die von der Knechtschaft zur Freiheit geführt habe“ (Illouz 2011: 29), mit Skepsis. Liebe verspricht den Triumph von Individualismus, Autonomie und Freiheit über soziale Zwänge, sie ist aber auch eine Quelle der Verzweiflung und der Ungleichheit (ebd.). In ihren Studien zeigt Illouz zunächst, dass sich Klassenverhältnisse trotz freier Partnerwahl durch Liebe reproduzieren (2003), und dann, dass eine neue Form der geschlechtlichen Ungleichheit in den Transformationsprozess von Liebe eingebaut ist (2011). Individualisierung, Autonomie und Gerechtigkeit gehen für sie, anders als für Giddens, nicht im Gleichschritt voran. Gleichwohl setze ich mich kritisch mit ihren Thesen auseinander, denn auch sie schreibt eine Modernisierungsgeschichte, die linear ist und von der radikalen Freisetzung individueller Akteur/innen der Liebe aus ihrem sozialen Netz ausgeht.

Weshalb beginne ich das Methodenkapitel (*Kapitel 2*) mit einer so ausführlichen Kritik von Illouz' Arbeiten? Erstens ist ihr jüngst erschienen Buch zweifelsohne die wichtigste soziologische Analyse der Liebe der letzten Jahre. Beide ihrer Studien, „Der Konsum der Romantik“ (2003) und „Warum Liebe weh tut“ (2011), die sich auch dezidiert mit der Reproduktion sozialer Ungleichheit durch Liebe befassen, sind für meine Analysen in den

---

fühls“. Weitere Ergebnisse der Studie sind publiziert in Degele/Bethmann (2009) und Bethmann (2010).

darauf folgenden Kapiteln ein zentraler Bezugspunkt. Zweitens lässt sich an ihrer Arbeit exemplarisch verdeutlichen, wie bestimmte inhaltliche Trends der Liebessoziologie mit methodischen Forschungsdesigns verknüpft sind. Ich stelle daran anknüpfend in *Kapitel 2.2* ein anderes methodisches Vorgehen vor, das Brüche und Diskontinuitäten in der Liebeserzählung der Moderne in den Mittelpunkt stellt. Mit der Methode Gruppendiskussion habe ich die Liebenden schon in der Erhebung konsequent sozial kontextualisiert und den Blick auf das Kollektive und das Interaktive in der Konstruktion augenscheinlich so privater Liebe gerichtet. Weil ich mich dabei vor allem für die Interaktionen interessiere, die Konstruktionen von Liebe hervorbringen, habe ich in der Auswertung der Gruppendiskussionen mit der Positionierungsanalyse gearbeitet, die Sprechen stets als Handeln interpretiert.

Schon in den ersten beiden Kapiteln sind meine Überlegungen empirisch geleitet, weshalb ich von Beginn an Analysen der Gruppendiskussionen integriere. Das erste empirisch ausgelegte Kapitel (*Kapitel 3*) wiederum beginne ich mit theoretischen Vorüberlegungen. An dieser Stelle führe ich die erste Ebene anerkennungstheoretischer Reflektionen ein, die die gesamte Arbeit rahmen: Liebe zu erkennen involviert Akte des Erkennens und Anerkennens. Ausgehend von einer ersten empirischen Skizze dessen, was Liebe ist, schlage ich eine analytische Definition von Liebe vor, die neue Sichtweisen eröffnet. Schließlich kann ich anhand einiger Beispiele verdeutlichen, wie Liebe als erkennbare und verstehbare Beziehung in Interaktionszusammenhänge eingebettet ist und produziert wird und welche Rolle Romantik für das An-erkennen von Liebe spielt.

Nachdem ich Mechanismen der gemeinsamen Herstellung von Liebe herausgearbeitet habe, beschreibe ich im Anschluss daran, an welchen sozialen ‚Wahrheiten‘ Liebe sich in verschiedenen Kontexten als darstellbar und erzählbar erweisen muss. Die Gleichzeitigkeit verschiedener Liebesrealitäten interpretiere ich dabei, wie oben dargelegt, nicht als diachrones Phänomen, sondern als Vielfalt sozialer Positionen der deutschen Gegenwartsgesellschaft. Ich unterscheide drei ‚Wahrheiten der Liebe‘ (*Kapitel 4*) und die Selbstkonstruktionen, welche mit ihnen einhergehen (*Kapitel 5*). Liebe ist eine Form sozialer Anerkennung: Zu lieben heißt, die geliebte Person zu bejahen, sie anzuerkennen (Honneth 1992) und sie überhaupt erst zu erkennen (Illouz 2009). Was aber verstehen Personen darunter, so geliebt zu werden, *wie sie sind*? Jede Wahrheit der Liebe erzeugt ein anderes Bild von Individualität und ein anderes Bild davon, was es heißt, in der Liebe autonom zu sein. Um der Unterschiedlichkeit gerecht zu werden, bediene ich mich in *Kapitel 5* verschiedener Theorien als Werkzeuge, die die Mechanismen der Erzeugung und Bewahrung des jeweiligen Man-Selbst-Seins sichtbar machen.

In allen Liebeswahrheiten finde ich Spuren jener sozialen Kontexte, die in der klassischen Modernisierungserzählung aus der Liebe herausgeschrieben, negiert und kaschiert werden: die *anderen* der Liebes-Dyade. In diesem Zusammenhang werde ich mich damit befassen, auf welche Formen sozialer Anerkennung Liebende außerhalb der dyadischen Konstruktion von Zweierbeziehungen angewiesen sind (*Kapitel 6*). Abschließend möchte ich die Kritik der Zweisamkeit am Beispiel der Hochzeit zuspitzen: einem Ritual, das das Paar zelebriert, obwohl doch die anderen der heimliche Mittelpunkt des Geschehens sind.

Durch eine modernisierungskritische Wendung der Analyse lässt sich, so möchte ich demonstrieren, die Individualisierungsgeschichte der Liebe aufschlussreich herausfordern. Die soziologische Analyse von Liebe gewinnt eine wichtige Facette hinzu, wenn es gelingt, die Dichotomie von Zwang und Freiheit, von liebender Zweisamkeit und sozialem Kontext zu überwinden, die so tief in unserem Common Sense der Liebe verankert ist.



# Kapitel 1

## Romantische und partnerschaftliche Liebe: Eine Individualisierungsgeschichte?

A: zwangsheirat gibts ja nicht mehr bei uns (.) in europa.

B: nein aber. ich muss sage wenn ähm mutter ihr junge, wie es halt früher war aufm dorf net, und dann isch der viehhändler komme und hat gsagt was isch, isch dein sohne nit verheiratet? sagt er nee. [M: ((lachen))] ah ich han ihm ne frau, net? das war vor hundert jahre, net? und dann hat er eben eine ... irgendwo vom andern kaff, ne? und die sind tatsächlich glücklich gworde bis sie gstorbe sin die zwei, net?

(?): da han die fraue nix ze melde ghabt.

C: das war do die mitgift wo sie glücklich gmacht hätt.

B: ich weiß es nich

C: du weisch ja wie's heißt, schönheit vergeht aber acker bleibt acker

Mehrere: ((lautes lachen)) [GD2]<sup>3</sup>

Eine Gruppe pensionierter *Handwerksmeister* zwischen 64 und 88 Jahren erklärt in der hier zitierten Gruppendiskussion, dass man in der Liebe niemandem „reinreden“ könne [GD2]. Liebe sei nicht zu erzwingen, und wenn zwei Menschen sich zusammentun, dann tun sie das aus freien Stücken oder vielmehr aufgrund ihrer persönlichen Gefühle. Liebe ist die legitime Grundlage für eine Partnerschaft bzw. Ehe. Demgegenüber steht die „zwangsheirat“, von der A sich und die Gruppe („bei uns“) in zwei Richtungen abgrenzt: der Zwang zur Gattenwahl gehört der Vergangenheit („nicht mehr“) sowie fernen Ländern außerhalb von „europa“ an. Auch B beschreibt die unfreie Partnerwahl als eine dörfliche Normalität vergangener Zeiten, grenzt sich aber weniger stark ab. Er erzählt von einer Mutter, die mit dem ins Dorf kommenden Viehhändler die Ehe der Kinder arrangiert – auch dies ein Handel (ähnlich der Profession des Mannes in der Geschichte), bei dem die

---

3 Angaben zum Transkriptionssystem und eine Übersicht über die Diskussionen, die hier mit Kürzeln ausgewiesen werden, finden sich im Anhang. Direkte Zitate aus Gruppendiskussionen stehen im Text in Anführungszeichen.

Verheirateten als handelnde Akteur/innen selbst nicht vorkommen. Die Eltern handeln das Arrangement aus. Der Objektstatus der Kinder ist aber nochmals vergeschlechtlicht: Der Sohn des Viehhändlers *bekommt* die Tochter zur Frau und *hat* sie infolge dessen. Ein weiterer Diskussionsteilnehmer betont explizit die Machtlosigkeit von Frauen in dieser Konstellation. Die Geschichte hat den klassischen Ausgang eines romantischen Happy Ends: glücklich bis zum Tode. C interpretiert das Eheglück der Beiden als Folge einer geglückten wirtschaftlichen Transaktion. Geld und Boden besitzen Anziehungskraft, ebenso wie Schönheit, sind aber stabilere Werte; der Acker symbolisiert im Sprichwort zugleich die Dauerhaftigkeit und die Vernünftigkeit der Partnerwahl. Die Bewertung einer von *anderen* als den Partner/innen arrangierten Ehe ist in der Passage insgesamt ambivalent: Sie ist nicht mehr zeitgemäß oder zumindest nicht europäisch, aber sie muss zum Schaden der Eheleute nicht sein. Ebenso ambivalent wird die ökonomische Dimension der Transaktion verhandelt. Sie liegt im Deutungsspektrum der Gruppe, ist aber eine kontroverse Position (B zweifelt die Richtigkeit von C's Interpretation an, und C's Bauernweisheit wird mit lautem Lachen aus der Gruppe quittiert).

Wie verhält sich die arrangierte Ehe, ein Thema, das in mehreren Gruppendiskussionen zur Sprache kommt, zur Bedeutung von Liebe in der deutschen Gesellschaft der Gegenwart? Sie wird häufig als Stein des Anstoßes herangezogen für jene romantischen und partnerschaftlichen Liebeskonzepte, die sich in den letzten zweihundert Jahren in weiten Teilen Europas und der Welt mehr und mehr etabliert haben und in deren Mittelpunkt die Liebesheirat und freie Partnerwahl stehen. Oft, nicht zuletzt auch in medialen Diskursen, wird die arrangierte Ehe als Inbegriff insbesondere *weiblicher* Unfreiheit thematisiert. Die Freiheit der Partnerwahl, die Freiwilligkeit der Eheschließung und die Gerechtigkeit zwischen den Partner/innen in der Ehe bilden dabei eine fast undifferenzierbare Assoziationskette, obgleich es sich um drei ganz verschiedene Dinge handelt.<sup>4</sup> So kann man eine arrangierte Ehe freiwillig eingehen oder sich aus Liebe auf eine als ungerecht empfundene Arbeitsteilung einlassen. Doch die romantische und mehr noch die partnerschaftliche Liebe sind mit einer Gemengelage dieser drei Verheißungen verknüpft – Freiheit, Freiwilligkeit und Gerechtigkeit.

Liebeserzählungen sind untrennbar verwoben mit Erzählungen von *Autonomie*, *Individualität* und *Bindung*, wobei letzteres Thema vor allem um den Status der *Dyade* (Zweierbeziehung) kreist. Mit einem Blick in die Geschichte sich wandelnder Liebesideale möchte ich das Verhältnis von Liebe

---

4 Diese Verkettung ist auch in den Gruppendiskussionen deutlich, in denen intensiv über das Thema gesprochen wird [GD2, GD3, GD7], s. a. Kapitel 6.

und diesen drei Themen in der kulturellen Entstehung romantischer und partnerschaftlicher Liebe beleuchten. Ich möchte dabei aufzeigen, dass Liebe meist als eine Geschichte der Steigerung von Individualitäts- und Autonomieansprüchen skizziert wird. Dafür beziehe ich mich auf den soziologischen Forschungsstand zur kulturellen Bedeutung von Liebe, setze mich mit feministischer Kritik an romantischer Liebe auseinander und diskutiere das neuere Ideal partnerschaftlicher Liebe, unter anderem anhand von Anthony Giddens' Studie „The Transformation of Intimacy“ (1992). Die Transformationsthese ist eine dominante Perspektive in der soziologischen Literatur zu Liebe (z.B. Illouz 2011; s. Kapitel 2.1). Holger Herma (2009: 51) konstatiert einen modernisierungstheoretischen Konsens der soziologischen Liebesforschung. Darin dokumentiert sich zum einen das Selbstverständnis der Soziologie als Wissenschaft von der modernen Gesellschaft (vgl. Illouz 2011: 19 ff.; Degele/Dries 2005), die stetig fortschreitende Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse beschreibt. Es dokumentiert sich aber auch eine kulturelle Narration, die Individuen zu den wichtigsten Protagonist/innen der Liebe macht. Innerhalb dieser kulturellen und wissenschaftlichen Individualisierungserzählung ist Liebe ein umkämpftes Feld: Je nach Blickrichtung ist sie eine Verursacherin von Autonomie oder von Abhängigkeit und sie scheint in ihrer Entwicklung zu immer radikaleren Formen individueller Freiheit zu streben. Schließlich möchte ich vorschlagen, den Common Sense der Liebe, sie strebe zu immer höheren Individualisierungschancen und Autonomiegraden, gegen den Strich zu lesen. Soziologisch ist Liebe, so möchte ich mit dieser Arbeit zeigen, besser *jenseits* der Dichotomie von kollektivem Zwang und individueller Freiheit zu verstehen.

## 1.1 Romantische Liebe

In der folgenden kurzen Charakterisierung von Liebe beziehe ich mich vorwiegend auf soziologische Rekonstruktionen und Analysen, die fast alle romantische Liebe in ihrem Entstehen im 19. Jahrhundert als Motor und Folge von Individualisierungsprozessen ausmachen (Kaufmann 2004: 259f.; Herma 2009: 25 ff.). Zu dieser Zeit beginnt die intime Zweierbeziehung in Europa neue Formen anzunehmen, die Rebekka Habermas (2001: 292) so charakterisiert:

Der persönliche Wille, die individuelle Freiheit und Vorstellung über das eigene und gemeinsame Leben waren in den Vordergrund gerückt und damit juristisch ganz erheblich aufgewertet worden. Ehe war eben zu einer Privatsache geworden – zumindest de jure.

Liebe und Ehe galten zuvor noch als geradezu unverträglich (Illouz 2003: 12; Burkart 1997: 19ff.). Die Ehe war eine Transaktion zwischen Familien, die der sozialen Integration in einer Gemeinschaft diente und nicht dem persönlichen Glück (Burkart 1997: 23). Die Liebe hatte ihren Platz als mittelalterliche Minneliebe oder leidenschaftliche Liebe der Renaissance explizit außerhalb der Ehe (ebd.: 19ff.). Und noch bis zum 20. Jahrhundert „[galt] romantische Liebe [...] als etwas, das den Strategien sozialer Reproduktion, die üblicherweise durch die Institution der Ehe gesichert wurden, zuwiderlief“ (Illouz 2003: 12). Doch schon ab dem 19. Jahrhundert werden, ausgehend vom Bürgertum, allmählich alte Legitimationsgrundlagen von Ehe *und* Liebe in Frage gestellt. Neue Erwartungen entstehen, welche die kulturelle Konstruktion intimer Beziehungen massiv verändern. Die Geburtsstunde der romantischen Liebe in dieser Zeit ist eng verbunden mit dem Entstehen einer Subjektivität, die als Individualität bezeichnet wird (vgl. Burkart 1998; Burkart/Hahn 1998; Beck/Beck-Gernsheim 1990; Lenz 2006; Jackson 1993; Simmel 1923).

Welche Konstellation von Individualität, Autonomie und Bindung begleitet das Entstehen romantischer Liebe? Sie ist, idealtypisch gesprochen, eine Liebe zwischen Menschen, die sich selbst als einzigartige Individuen zu begreifen gelernt haben und einander nur für ihr je individuelles ‚Sosein‘ lieben (Lenz 2006: 221; Simmel 1923) – und nicht, wie in der oben zitierten Gruppendiskussion, für den ‚acker‘. Eine romantische Zweierbeziehung soll nur durch Liebe begründet und legitimiert, allein von den Liebenden *arrangiert* werden. Jene sozialen Gemeinschaften, die laut Ulrich Beck (1986: 206) die Individuen „freisetzen“ müssen, verlieren mit der romantischen Liebe ihren Einfluss auf die Liebenden: Verwandtschaft, Kirche, Dorfgemeinschaft und Obrigkeiten, das gesamte soziale Umfeld, in das Liebeswerben und Eheanbahnung eingebettet waren (vgl. Nave-Herz 2012). Eva Illouz (2003: 51 ff.) beschreibt diesen Prozess anhand der Ablösung des Vorsprechens bei den Eltern durch das Rendezvous beziehungsweise Date seit Ende des 19. Jahrhunderts. Die Liebenden sind beim Dating in einer anonymen Öffentlichkeit zweisam, die Partnerwahl wird Privatsache.<sup>5</sup> Das liebende Paar ist eine Dyade von Zweien, die füreinander „Höchstrelevanz“ haben und „andere Nahbeziehungen als ‚gleich wichtig‘ neben sich nicht tolerieren“ (Tyrell 1987: 571). Der und die Einzelne hat in der Liebe einen Wert an sich, und das persönliche Glück hat Vorrang vor den Forderungen der Gemeinschaft. In der funktional differenzierten Gesellschaft fällt die „kommunikative Behandlung von Individualität“, so sagt es Niklas Luhmann (1982: 15), in den

---

5 Illouz (2003) indes arbeitet die neue Form der Vergesellschaftung heraus: die Integration des Liebespaares in den konsumkapitalistischen Markt (s. Kapitel 2.1).

Aufgabenbereich des Intimsystems. Nur noch in der Liebe kann man ungeteilte Anerkennung beanspruchen, ist man unteilbares In-Dividuum (Junge 2008: 140). Nirgends spricht es sich besser über das Ich als in der Liebe, nirgends hört jemand geduldiger und interessierter zu (Herma 2006).

Romantische Liebe ist also eine Liebe zwischen Individuen und sie bietet ihnen eine Arena, Individualität zu entfalten und zu zelebrieren. Sie ist mit Autonomie-Ansprüchen verbunden: Den persönlichen Gefühlen und Bedürfnissen von Liebenden kann niemand, wie die *Handwerksmeister* in der Gruppendiskussion es formulieren, „reinreden“. Man kann niemandem sagen „du muscht den liebe, der hat e vermöge“ [GD2]. Weil die legitime Bindungsmotivation aus dem Innern kommt, ein subjektives Gefühl, kann sie nicht vorgeschrieben werden. Die Liebenden werden aus Bindungen befreit, zum Beispiel von Verpflichtungen gegenüber den Interessen ihrer Familien, begeben sich aber in eine dyadische Verbindung von größter emotionaler Verbindlichkeit. Dieses Liebesideal, das zunächst vor allem in literarischen Werken, später auch in anderen Medien Blüten trieb, trat im 20. Jahrhundert einen Siegeszug ins gesellschaftliche Leben an (vgl. Lenz 2006: 222 ff.; Illouz 2003: 29 ff.).

Vor dem Hintergrund, dass Liebe zuvor kein übliches Kriterium der Partnerwahl war, ist verständlich, dass die romantische Liebe den Ruf hat, widerständig und subversiv zu sein (vgl. Bauer/Hämmerle/Hauch 2005). Sie hat theoretisch eine ungeheure Sprengkraft für die Stabilität sozialer Verhältnisse (Kohl 2001: 132). Die romantische Liebesesehe soll allein auf den emotionalen Präferenzen zweier Personen aufbauen. Widerstände gegen romantische Liebe waren entsprechend dort groß, wo es viel zu verteilen gab. So konnte sich, obwohl die romantische Idee eine bürgerliche Erfindung war, die nicht zuletzt der Abgrenzung gegenüber den Liebesmodellen des Adels gedient hatte (Lenz 2006: 223; Habermas 2001: 292), Liebe als Grundlage der Ehe in mancher Hinsicht in anderen Schichten früher und leichter durchsetzen (Möhle 2001). Beispielsweise vermutet man frühe Liebesehen in der bäuerlichen Bevölkerung Europas, die dem Bürgertum damit voraus waren (Burkart 1997: 26 f.), und Illouz stellt dar, wie die hedonistischen Praktiken der romantischen Liebeswerbung sich in den USA zuerst im Arbeitermilieu etablieren konnten (Illouz 2003: 57 ff.). Hier gab es vergleichsweise weniger zu verlieren, wenn die Familie ihren Anspruch auf Mitsprache bei der Partnerwahl zurückstellte. Nach und nach setzte sich Liebe in allen gesellschaftlichen Schichten als die wichtigste Legitimierung von Partnerschaften durch (Herma 2009: 29). Es zeigte sich aber, dass die prinzipiell mögliche Überwindung von Klassenschranken durch die freie Partnerwahl kaum Effekte auf die tatsächlichen Bindungen hatte. Illouz (2003) beschreibt, wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Date genauso wirkungsvoll Personen gleicher Klassenherkunft aneinander band, wie es zuvor das Vor-

sprechen bei den Eltern getan hatte. Die Liebesheirat hat nicht dazu geführt, dass soziale Schichten in der Ehe weniger unter sich blieben – die Menschen verlieben sich heute so zielgenau, als folgten sie restriktiven Heiratsregeln (vgl. Klein 2001; Illouz 2003; Blossfeld/Timm 2003; Kohl 2001; Bourdieu 2001; s. ausführlich Kapitel 6).

Die Reproduktion von Klassenschranken durch Liebe basiert auf der Anziehungskraft des *Gleichen* (Illouz 2003; Schütze 2008; Bourdieu 1987; s. Kapitel 6). Im Geschlechterverhältnis ist es hingegen die Konstruktion einer natürlichen *Differenz*, durch die Liebe Ungleichheit reproduziert. In der bürgerlichen Liebesheirat entstand und festigte sich jene ungleiche Arbeitsteilung der Geschlechter, die wir heute oft mit dem Adjektiv ‚traditionell‘ belegen: männliche Erwerbsarbeit und unbezahlte „Liebesarbeit“ von Frauen in Küche und Kinderstube.<sup>6</sup> Diese Ungleichheit geriet in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts massiv in die feministische Kritik (Beauvoir 1951; Firestone 1972; Atkinson 1978: 38 ff.; vgl. Illouz 2011: 15 ff.; Jackson 1993). Romantische Liebe wurde in den letzten beiden Jahrhunderten zwar mehr und mehr zur Chiffre für Individualität und Autonomie, doch das geschah nicht ohne Widersprüche und Einwände.

## 1.2 It starts when you sink into his arms<sup>7</sup>

In den 1970er und 80er Jahren kritisierte die feministische Bewegung romantische Liebe als Instrument des Patriarchats, das Frauen dazu verführe, sich Männern freiwillig zu unterwerfen (Jackson 1993; Firestone 1972) und als „psychologischen Angelpunkt“ der Unterdrückung von Frauen (Atkinson 1978: 40). Stevi Jackson bringt diese Kritik mit einem Slogan der Frauenbewegung auf den Punkt: „It starts when you sink into his arms and ends with your arms in his sink“ (Jackson 1993: 204). Der Beginn einer heterosexuellen Liebe wird hier markiert durch einen Akt der asymmetrischen Hingabe: *Sie* sinkt in *seine* Arme. Das literarische Ideal der romantischen Liebe

---

6 Diese ‚Tradition‘ ist eine recht moderne Erfindung, die sich deutlich an der typischen Kleinfamilienform der Nachkriegsjahre in den 1950ern und 60ern, den „golden ages of marriage“ (Nave-Herz 2004: 67), orientiert. Der Begriff ‚traditionell‘ wird auch in soziologischen Analysen allzu oft als Abgrenzungsbegriff zum ‚Modernen‘ verwendet und bezeichnet nicht selten eigentlich moderne Phänomene (vgl. King 2002): in diesem Fall die modernen, bürgerlichen „Geschlechtscharaktere“ (Hausen 1976), die erst im 19. Jahrhundert mit der bürgerlichen Ehe ‚erfunden‘ wurden (Habermas 2001: 288).

7 Zur feministischen Kritik der romantischen Liebe (Kapitel 1.2) und zu Giddens‘ Modell der „reinen Beziehung“ (Kapitel 1.3) habe ich an anderer Stelle ähnliche Überlegungen angestellt (vgl. Bethmann 2010).

hatte zwar die Gleichheit der Liebenden betont (Lenz 2006: 221 f.), was aber im komplementären Geschlechtermodell der bürgerlichen Ehe keineswegs eingelöst wurde. Im Gegenteil war und ist die Inszenierung von Geschlechterdifferenz ein wesentlicher Bestandteil medialer und alltäglicher Darstellungen von Liebe (vgl. Hirschauer 1992: 338; Burkart/Koppetsch 2001: 449; Ingraham 1999; s. a. Kapitel 6).

Wie die Hin-Gabe, so ist auch die Gabe, die semantisch darin steckt, vergeschlechtlicht. Das adressiert der zweite Satzteil des Slogans: „...es endet mit deinen Armen in seinem Spülbecken“. Die Frauenbewegung führt einen „Kampf für die Abschaffung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung“ (Rössler 2005: 400), die durch das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie romantisiert und naturalisiert wurde. Das Spülbecken steht für die unbezahlte Reproduktionsarbeit. Nina Degele (2003) veranschaulicht diese Arbeitsteilung anhand eines Kinderbuches, das dieselbe Metonymie<sup>8</sup> verwendet: „Mutti spült, Papa arbeitet“. Frauen machen in diesem auf Liebe gegründeten Familienmodell Hausarbeit, die nicht als Arbeit anerkannt wird – weder monetär noch symbolisch. Sie wird als konkrete Tätigkeit benannt und dem Arbeiten gegenübergestellt: Frauen spülen, während Männer erwerbsarbeiten und dafür bezahlt werden, was sie sowohl öffentlich als auch innerhalb der Familien gegenüber Frauen überlegen positioniert. Feministinnen haben auf das Ungleichverhältnis in Bewertung und Bezahlung von Lohn- und Liebesarbeit vielfach hingewiesen. Aus Liebe geleistete und durch Liebe entlohnte Haus- und Familien-Arbeit ist gesellschaftlich relevante und doch unsichtbare Arbeit, die durch Liebe zur freiwilligen Hingabe verklärt wird (vgl. Bock/Duden 1977; Bischoff 1992, Krebs 2002; Schwarzer 1973; Rössler 2005). Die Trennung der Sphären von Familie/persönliche Beziehung einerseits als Stätte weiblicher (unbezahlter) Arbeit und Öffentlichkeit als Stätte männlicher Erwerbsarbeit, dient letztlich dazu, Frauen in beiden Sphären Männern unterzuordnen (Fraser 1994: 182).

Romantische Liebe zementiert sozioökonomische Hierarchien zwischen Männern und Frauen und bewerkstelligt gleichzeitig, diese soziale Hierarchisierung zu erotisieren (vgl. Illouz 2011: 16). Warum arbeiten Frauen durch ihr Lieben an ihrer eigenen Ausbeutung mit? Bourdieu (2005) weist auf die impliziten Interessen<sup>9</sup> von Frauen in dem „Spiel, das Unterdrückung der

---

8 Eine Metonymie ist, ähnlich einer Metapher, die Repräsentation einer Entität durch eine andere, zum Beispiel, wie hier im Fall des Spülbeckens: „Der Teil steht für das Ganze“ (Lakoff/Johnson 2004: 47; auch Synekdoche).

9 „Interesse“ meine ich in diesem Zusammenhang in Anlehnung an den Bourdieuschen Strategie-Begriff: Strategien der Praxis sind nicht unbedingt rational und bewusst kalkuliert, sondern entspringen einem unscharfen, unbewussten Wissen von den Regeln der Praxis.

Frau heißt“ (Mitchell 1985) hin: Die Aufopferung aus Liebe ist zum einen ein Machtmittel, (eines der wenigen, das Frauen in der Hierarchie der Familie zur Verfügung steht,) durch das man von den Liebsten Gegengaben, zumindest Dankbarkeit und somit eine Form der Anerkennung einfordern kann (Bourdieu 2005: 61; s. a. Koppetsch 1998). Zum anderen haben Frauen ein Interesse an der Mit-Inszenierung und Erotisierung männlicher Überlegenheit, solange ihr Status von der Bindung an einen Mann und an dessen Status abhängt – wenn sie ihn erhöhen, selbst zum Preis der eigenen Herabsetzung, profitieren sie paradoxerweise unmittelbar selbst (Bourdieu 2005: 61). Da lange Zeit die soziale Position von Frauen weitgehend von ihren Heiratschancen abhing und ihnen zudem die Erwerbsarbeit auf einem segregierten Arbeitsmarkt weniger soziale Anerkennung ermöglicht(e) als Männern, ist die soziale Position ihres Partners für sie ebenso attraktiv wie die Glücksversprechen einer romantischen Liebe (vgl. Beauvoir 1951; Jackson 1993; Illouz 2011).

Auch wenn die romantische Liebe das Liebespaar gegenüber dem gesellschaftlichen Außen stärkt, so bedeutet sie doch Abhängigkeit von der geliebten Person. Laura Nader (1989) argumentiert in globaler Perspektive, romantische Liebe bedeute unterm Strich keinen Gewinn, sondern einen Verlust von Autonomie: Wenn das Ehepaar nach (westlich-) bürgerlichem Vorbild aus der Großfamilie herausgelöst wird, verlieren Netzwerke an Bedeutung, welche die Ehepartner/innen voneinander unabhängiger machen und insbesondere Frauen gegenüber ihren Ehemännern stärken. Die Befreiung der Individuen von den ‚Zwängen‘ einer arrangierten Ehe durch die romantische Liebe hat in dieser Lesart eine *größere* Abhängigkeit insbesondere für verheiratete Frauen zur Folge. Da in der romantischen Liebesehe bürgerlicher Prägung zudem Liebe feminisiert wurde, mit den Haus- und Ehefrauen als Spezialistinnen der familiären Gefühlswelt, verschleierte und idealisierte sie die Abhängigkeit der Frauen von den Männern (Jackson 1993: 205; vgl. Giddens 1992: 43; Illouz 2011: 15). Und auch die emotionale Abhängigkeit der Männer von Frauen als Folge der ungleichen Arbeitsteilung in Liebesdingen ist problematisiert worden (Giddens 1992: 60f.; s. Kapitel 1.3).

In der feministischen Analyse wird die romantische Liebe mit Ansprüchen auf Individualität und Autonomie und einer Kritik der Abhängigkeit konfrontiert. Das Recht auf Selbstverwirklichung ist eine der zentralen Forderungen der Emanzipationsbewegung. Andererseits wird Selbstverwirklichung auch als etwas diskutiert, das pervertiert sein und zur Falle werden kann (vgl. Jackson 1993: 205; Burkart 1998: 2). Hier kommt die mit der Psychoanalyse Freuds geborene Vorstellung zum Tragen, das Ich sei „nicht Herr



im eigenen Haus<sup>10</sup>, die romantische Liebe sei eine Art ‚falschen Bewusstseins‘ (kritisch hierzu Illouz 2011: 17), das den Frauen masochistische Wünsche einpflanze.

Die feministische Kritik der 1970er und 1980er Jahre politisiert Liebe (Meuser 1998b; Hahn 2000) bis hin zum radikalen Rückzug vom anderen Geschlecht. Die US-amerikanische Autorin und Aktivistin Susan Sontag (1973) fordert zu dieser Zeit dazu auf, „zum militanten Lesbianismus über[zu]treten“ (Sontag 1973: 209). Wenn „Liebe der Zement ist, mit dem das Gebäude der männlichen Herrschaft errichtet wurde“ (Illouz 2011: 15f.), dann ist die Partnerwahl auch ein politisches Statement. Die 1968er-Generation, die der Privatisierung sozialer Verhältnisse zutiefst misstraut, stellt nun „die Frage nach einem Demokratiedefizit, nach Gewaltverhältnissen und Ungleichheit in den intimen Beziehungen“ (Herma 2009: 41). Eine Antwort darauf ist die radikale Öffnung der Liebesdyade, wie sie Svende Merian in ihrem autobiografischen Roman von 1980 „Der Tod des Märchenprinzen“ demonstriert (s. Hahn 2000). Die Protagonistin des Romans, Svende, inseriert auf Partnersuche: „Linke Frau, 24, möchte gerne unmännliche Männer, gerne jünger, kennenlernen“ (Merian 1984: 10) und lernt so Arne kennen. Ihre Ansprüche an eine politisch korrekte Beziehung versucht sie dadurch zu verwirklichen, dass sie Freunde und Freundinnen als Wächter/innen der Beziehungsgerechtigkeit in Gespräche mit dem Partner einbindet. Michael Meuser (1998b: 222) charakterisiert die feministischen Interventionen dieser Zeit als „Politisierung der intimen Beziehung“. Svende dagegen spricht nicht von *Politisierung*, sondern umgekehrt von einem Verbot zu *privatisieren* (ebd.: 147). Das Private *ist* immer schon politisch.

Die Frauenbewegung mit ihrer Kampfansage an die Romantisierung der Arbeitsteilung war zweifelsohne ein wichtiger Motor für die Entwicklung eines als partnerschaftlich bezeichneten Liebesideals, das Gegenstand zahlreicher soziologischer Analysen geworden ist. Einige von Merians Experimenten kommen in diesem Liebesideal erneut vor: Liebesbeziehungen sollen sich gegenüber dem gesellschaftlichen Außen öffnen und bis ins Innerste transparent sein, um sich an normativen Maßstäben messbar und damit kritisierbar zu machen; sie müssen egalitär sein und schließlich: sie setzen eine bestimmte Praxis intimer Offenbarung voraus, eine Preisgabe des Selbst als Bestandteil kommunikativer Beziehungsarbeit (vgl. Leupold 1983; Giddens 1992). War romantische Liebe einstmals eine Vorreiterin individueller

---

10 „Das Ich ist nicht Herr im eigenen Haus“ entstammt einem Vortrag Freuds über die „Schwierigkeit der Psychoanalyse“ im Jahr 1917.